

Kulturbilder aus Japan.

Von Oberregierungsrat Mosthaf in Stuttgart.

29. März 1895.

Die Ausbreitung der Kultur über die Völker der Erde schreitet meist in der Weise fort, dass zivilisierte Völker ihre Kultur den Barbaren auferlegen. Ein Prozess ganz anderer Art ist es, der seit einigen Jahrzehnten in Ostasien und speziell in Japan vor sich geht, wo zwei uralte und sich innerlich fremde Kulturen aufeinanderstossen und miteinander ringen. Jetzt, da der Krieg zwischen Japan und China und seine voraussichtlichen Folgen der europäischen Welt so manches Rätsel aufgeben, darf ein auf eigene Beobachtung gestütztes Eingehen auf diesen Prozess vielleicht auf Interesse rechnen. — Zweimal ist das schöne Land der aufgehenden Sonne dem Einfluss des Westens erschlossen worden. Zuerst im 16. Jahrhundert durch die seefahrenden Portugiesen. Diese eröffneten lebhaftige Handelsbeziehungen mit dem neu entdeckten Land. Bald folgten ihnen Missionare, die mit solchem Erfolg thätig waren, dass die katholische Kirche beim Beginn des 17. Jahrhunderts etwa eine Million Bekenner zählte. Aber diese erste Berührung mit dem Abendland war in die Zeit einer schweren inneren Krise des Landes gefallen. Das 16. Jahrhundert war eine Periode völliger Ohnmacht der Zentralregierung und wilder Anarchie gewesen. Die Shogune aus dem Haus Tokugawa, die diesen Zuständen ein Ende machten, erblickten in den Fremden und in den Christen eine Gefahr für die von ihnen begründete Einheit des Staats. Das Christentum ward mit Feuer und Schwert ausgerottet, jeder Verkehr mit dem Ausland, jede Lektüre eines ausländischen Buchs bei Todesstrafe verboten. Nur den Holländern wurde die Unterhaltung einer Faktorei auf einer kleinen Insel im Süden gestattet. So war das ferne Inselreich den Blicken des Abendlandes wieder entschwunden auf mehr denn zweihundert Jahre, gleich einem verzauberten Schloss, von dem nur eine dunkle Sage wunderbare Dinge zu berichten weiss. Nach der Entwicklung des modernen Weltverkehrs und nach der Besiedlung der Westküste von Nordamerika konnte diese Abschliessung nicht länger dauern. Das letzte Glied in der den Erdkreis umspannenden

Kette des indogermanischen Einflusses musste geschlossen werden. Am 8. Juli 1853 fuhr der amerikanische Commodore Perry in die Bucht von Yeddo ein und verlangte einen Freundschafts- und Handelsvertrag mit der Union. Im folgenden Jahr kam dieser Vertrag zu stande. Die europäischen Grossmächte folgten nach und bald begann in Japan die grosse politische und soziale Umwälzung, die alle Welt in Erstaunen setzte. — Die Vorstellungen, die über Ursachen, Charakter und Ziele dieser Umwälzung in den Ländern des Westens weit verbreitet sind, lassen sich etwa dahin zusammenfassen: Ein Land von alter eigenartiger Kultur, das jahrhundertlang ein Dasein, getrennt von der übrigen Welt, geführt hatte, tritt mit einemmal in Berührung mit dieser Welt. Diese Berührung wirkt auf das fremde Land einem Zauberschlag gleich, wie der Kuss des Prinzen auf das verzauberte Dornröschen und sein Schloss. Ein Herrscher, der bis dahin in heiliger Zurückgezogenheit, den Blicken der Sterblichen verhüllt, ohne Einfluss auf die Geschicke seines Landes gelebt hatte, tritt hinter dem geheimnisvollen Schleier hervor; die Lehensverfassung bricht zusammen vor dem aufgeklärten Absolutismus, den der Herrscher heraufführt, Japan sendet seine Söhne nach dem Westen und zieht aus diesem Lehrer für alle Gebiete der materiellen und geistigen Kultur des Abendlandes an sich, und in wenigen Jahren legt der geistreiche Orientale den Weg zurück, der dem Indogermanen Jahrtausende gekostet; denn jener ist in der glücklichen Lage, die Erfahrungen dieses zu verwerten, seine Fehler zu vermeiden. So tritt das Land in den Kulturkreis der modernen Welt ein. Es krönt diese Entwicklung dadurch, dass es, nachdem das absolute Regiment seine guten Dienste zwei volle Jahrzehnte hindurch gethan, die, wie viele glauben, höchste Blüte der westlichen Gesittung, den Parlamentarismus, sich zu eigen macht. So durch all' unsere Kulturmittel ausgestattet, wirft es seinem Nachbar, dem chinesischen Koloss, den Fehdehandschuh hin, und da dieser von dem Westen nichts gelernt hat, so schlägt er ihn aufs Haupt in zahllosen Schlachten und Gefechten zu Wasser und zu Land. — Wenn dieses Vorstellungsbild der Wirklichkeit entspricht, dann müssen wir irre werden an den Gesetzen der organischen Entwicklung, wie wir sie aus der uns sonst bekannten Geschichte des menschlichen Geistes kennen. Auch die am weitesten reichende Veränderung, so lehren uns diese Gesetze, ist nicht ohne Anknüpfung in der Vergangenheit, sondern vorbereitet in Hunderten von Keimen, die nur der Befruchtung geharrt hatten; auch der genialste der Menschen schafft nie völlig Neues, sondern bringt nur das an die Oberfläche, was in der Zeiten Schoss als geheime Unterströmung gelebt hatte: Ich brauche nicht hervorzuheben, dass eine ganze Weltanschauung

gefährdet ist, wenn diese Gesetze in irgend einem Punkt keine Geltung haben, — auf den Gegenstand unserer Betrachtung angewandt, wenn Japan, welchem vor drei Jahrzehnten unzweifelhaft jede Anknüpfung an die Kultur des Westens fehlte, jetzt seine alte Kultur abgestreift und die abendländische dafür eingetauscht hat. Aber diese Voraussetzung trifft eben nicht zu, und die Gesetze der historischen Entwicklung gelten auch für das Land der aufgehenden Sonne. Um dies zu zeigen, muss ich näher auf die Eigentümlichkeit des japanischen Geistes und auf die kulturellen und staatlichen Zustände des alten Japan, so wie sie bis zum Ende der 60er Jahre waren, eingehen.

Die Japaner sind ein Zweig der mongolischen Völkerfamilie. Ihre insulare Abgeschlossenheit begünstigte ihre selbständige Entwicklung, hinderte aber doch nicht, dass vom 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung an die chinesische Kultur eine immer wachsende, vom 7. Jahrhundert an die entscheidende Bedeutung gewann. Auch hier war die Religion Trägerin der Kultur. Der Buddhismus hatte, nachdem er in seiner indischen Heimat vertilgt worden war, unter den Ostasiaten des Festlandes weite Verbreitung gefunden, freilich nicht ohne durch diesen Übergang von den Indogermanen auf die Mongolen seine Züge wesentlich zu verändern. Auf dem doppelten Weg über China und Korea gelangte er auch nach Japan, wo er neben die nationale Naturreligion, den Shintoismus, trat, und mit ihm hielten das Recht, die Schrift und Litteratur, die Umgangsformen, Gewerbe und Künste der Chinesen, sowie die confucianische Ethik ihren Einzug. Es ist besonders interessant, zu beobachten, wie bei diesem ersten Einströmen fremder Einflüsse, gerade wie wir es heutzutage erleben, die Einrichtungen des Auslandes, insbesondere das chinesische Recht, bis hinauf auf das Zeremoniell bewusst nachgeahmt wurden. So ward an die Stelle des alten primitiven Geschlechterstaats der zentralisierte Beamtenstand der Chinesen mit all seinen Konsequenzen gesetzt. Aber doch nur auf kurze Zeit. Der nationale Geschlechterverband erwies sich stärker; die mächtigeren Familienhäupter wurden Grundherren mit weitgehenden staatlichen Rechten und schufen sich aus ihren hörigen Gefolgsleuten einen berufsmässigen Soldatenstand, eine Lehensverfassung von ganz ähnlicher Art, wie das germanische Mittelalter sie gekannt hatte. Die Beamtenregierung des Kaisers wurde zum blossen Schein; thatsächlich ruhte die Zentralgewalt in den Händen sich ablösender Geschlechter, die in unaufhörlichen Kämpfen miteinander lagen, bis am Ende des 12. Jahrhunderts dies Hausmeiertum, das Shogunat, in der Familie der Minamoto erblich wurde. Aber auch diese Zentralregierung verfiel, die Grundherren, Daimyo, wurden zu unabhängigen Landesfürsten. Die Reaktion gegen diese

zentrifugale Entwicklung trat ein mit dem Ende des 16. Jahrhunderts. Sie ging nicht von der kaiserlichen Gewalt, sondern von einigen der mächtigeren Grundherren aus, die ihre Standesgenossen durch die Schärfe des Schwerts unterwarfen. Der bedeutendste derselben, Tokugawa Jyeyasu, hat dann im Jahre 1603 dem Land die Verfassung gegeben, die bis zum Jahre 1868 bestanden und Japan zweieinhalb Jahrhunderte des Friedens, der materiellen und geistigen Kultur gesichert hat. Dass diese Kultur mit dem Preis eines gewaltsamen Abbruchs aller Beziehungen zum Ausland erkauft wurde, habe ich schon erwähnt.

Die Verfassung Jyeyasus liess das Kaisertum dem Namen nach bestehen, aber alle wirkliche Macht lag in den Händen des Shoguns aus dem Hause Tokugawa, des Hauptes des Lehensadels, der zwar formell im Namen des Kaisers die Regierung führte, thatsächlich aber sich auf seine eigene Hausmacht und eine komplizierte Balanzierung der Macht der Landesfürsten stützte. Dem Lehenswesen, das ja überall die Neigung hat, die Staatseinheit zu gefährden, wurde dadurch die Spitze abgebrochen, dass seine territoriale Grundlage gelockert wurde. Mit um so grösserer Schärfe wurde das persönliche Treuverhältnis zwischen dem Feudalherrn und seinen Gefolgsleuten, den Samurai, ausgebildet und zum Fundament der ganzen staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung gemacht. Die Stellung der Samurai in Altjapan wird verkannt, wenn man sie dem niederen Adel Deutschlands oder der gentry Englands vergleicht; eher würde die Vergleichung mit dem höheren Bürgerstand passen. Der Masse der Samurai fehlte eigener Grundbesitz; ihre äusserst bescheidene ökonomische Existenz beruhte auf einer vom Lehensherrn gelieferten Reisrente. Und doch war dieser erbliche Stand das ausschlaggebende Element im Staat. Er allein besass die höhere, d. h. die chinesische Bildung, er besorgte den ganzen Waffen- und Staatsdienst. Er war der Träger des nationalen Ehrgefühls, das sich in so eigentümlichen Formen kundgab. Das ausserhalb des Lehensverbands stehende Volk hatte keine politischen Rechte und gliederte sich in die drei Stände der Bauern, Handwerker und Kaufleute — in dieser Ordnung, die Kaufleute also auf der untersten Sprosse der Leiter. Ein System gegenseitiger Verantwortlichkeit band aneinander die Glieder der Familie, den Herrn und die Diener, die Nachbarn und Gemeindegossen. Die Volkswirtschaft war wenig entwickelt, fast ganz Naturalwirtschaft, und unterlag weitgehender staatlicher Leitung. Die Einnahmen und Ausgaben des Staats und der Landesherrschaften bestanden zum weit überwiegenden Teil aus Reis. Ein öffentliches Leben, eine Presse gab es nicht. — Für den Europäer, dem der

Feudalstaat um Jahrhunderte zurückliegt, ist es schwer, sich ein Bild von diesem streng gebundenen, auf eine Kriegsverfassung gegründeten, dabei ganz friedlichen Staatswesen zu machen, wie es in Japan noch vor fünfundzwanzig Jahren in schärfster Ausprägung bestand. Vielleicht gelingt es mir, dies Bild Ihnen dadurch näher zu bringen, dass ich es in die Beleuchtung rücke, die es durch eine charakteristische Begebenheit aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts erhält. Die That der siebenundvierzig Ronin und die Aufnahme, die sie in der Nation gefunden hat, ist so ganz bezeichnend für den Geist, der das alte romantische Japan beseelte.

Zu jener Zeit erwartete man in Yeddo (Tokyo) die Ankunft eines Gesandten des Mikado, der in Kioto residierte. Der Shogun beauftragte zwei Daimyos, Takumi no Kami und Kamei Sama, den Gesandten zu empfangen und ihm die gebotenen Ehren zu erzeigen. Da man sie aber für zu unerfahren in den Zeremonien des Hofes hielt, wurde ein hoher Hofbeamter dazu bestimmt, ihnen die nötigen Formen beizubringen. Dieser, Kotsuke no Suke, war ein habgieriger Mann; er hielt die Geschenke, die ihm die beiden nach dem Herkommen machten, für viel zu gering und seiner unwürdig und warf seinen ganzen Hass auf die beiden Daimyos, also dass er, anstatt ihnen die Hofzeremonien zu lehren, es darauf anlegte, sie lächerlich zu machen. Takumi no Kami ertrug anfangs diese Behandlung, Kamei Sama aber war rasend darüber und beschloss, seinen Peiniger zu töten. Aber sein vertrauter Rat, der die Folgen voraussah, gewann hinter dem Rücken seines Herrn Kotsuke no Suke durch Bestechung, und als Kamei Sama rachebrütend in feierlichem Zug zu Hof kam, war Kotsuke no Suke wie verwandelt; er überhäufte ihn mit Liebenswürdigkeiten, während er Takumi no Kami um so schlechter behandelte. Da lief auch diesem die Galle über, er zog sein Schwert und schlug seinen Feind aufs Haupt. Der Schlag wurde aber durch die Kopfbedeckung aufgehalten, und Kotsuke no Suke konnte sich mit einer leichten Wunde durch die Flucht retten. Takumi no Kami aber wurde gefangen gesetzt und durch ein Gericht zum Harakiri, der Todesstrafe der Edlen für nicht entehrende Verbrechen, verurteilt, weil er innerhalb des Palastes einen Gegner angegriffen hatte. Er musste sich also in feierlicher Zeremonie den Leib aufschlitzen, seine Güter wurden konfisziert und seine Samurai wurden herrenlose Leute, Ronin. Unter diesen war sein erster Rat, Oishi Kuranosuke, der mit sechsundvierzig andern sich verband, den Tod seines Herrn an Kotsuke no Suke zu rächen. Sie sahen aber bald, dass es ihnen unmöglich sein werde, zu ihrem Zweck zu gelangen, weil jener sich mit einer Wächterschar umgeben hatte. Nun beschlossen sie, sich zu zerstreuen, der

eine ergriff ein Gewerbe oder Handwerk, der andere eröffnete einen Laden. Oishi Kuranosuke aber ging nach Kioto und ergab sich dort dem Trunk und jeder Art von Ausschweifung, denn er wusste wohl, dass Kotsuke no Suke ihn mit Spionen umgeben hatte, und wollte auf diese Art die Wachsamkeit seines Gegners einschläfern. Zuletzt jagte er sein Weib mit zwei Kindern ins Elend und behielt nur seinen ältesten Sohn bei sich, den er in seine Racheplane einweihte. Als er endlich die Nachricht erhielt, dass sein Feind einen Teil seiner Wächter entlassen habe, weil er durch die Nachrichten über Kuranosuke sich wieder sicher fühlte, da machte er sich heimlich auf nach Yeddo, sammelte dort in der Stille seine sechsundvierzig Genossen und umzingelte mit ihnen in einer kalten Winternacht Kotsuke no Sukes festes Haus. Unter Führung von Kuranosuke und seinem Sohn hatte die Schar sich bald den Eingang erzwungen; jener sandte Boten in die benachbarten Häuser und liess sagen, sie wären weder Räuber noch Diebe, die Nachbarn möchten sich beruhigen, sie wollten nur den Tod ihres Herrn rächen. Erst nachdem dies geschehen, gab er das Zeichen zum Angriff und sofort entspann sich ein heisser Kampf, in dem die Anhänger Kotsuke no Sukes erschlagen wurden bis auf drei ausgezeichnete Krieger, die gegen die siebenundvierzig den Eingang in ihres Herrn Gemach verteidigten und so brav kämpften, dass die Ronin zurückwichen. Aber Oishi Kuranosuke spornte mit feurigen Worten zum Kampf und stellte seinen sechzehnjährigen Sohn an die Spitze, der denn auch den Eingang erzwang. Nun war alles tot, aber der Feind selbst hatte sich versteckt und wurde erst nach langem Suchen gefunden. Dann kniete der Anführer der Ronin mit diesen vor ihm nieder und begann: »Mein edler Fürst. Mein Herr Takumi no Kami musste im vorigen Jahr sterben, weil er im Palast mit Euch gestritten hatte; wir sind hier, seinen Tod zu rächen, und nun bitten wir Euch, Harakiri an Euch zu vollziehen. Ich selbst werde mir die Ehre geben, Euch nachher den Kopf abzuhaueu, und meine Absicht ist, ihn auf Kamis Grab niederzulegen.« Doch Kotsuke no Suke war so gängstigt, dass er der höflichen, oft wiederholten Bitte keine Folge leisten konnte. Als Oishi sah, dass es nicht möglich sei, ihn den Tod eines Edlen sterben zu lassen, drückte er ihn nieder und hieb ihm das Haupt ab, mit demselben Schwert, mit dem sich Takumi no Kami getötet hatte. Auf dem Weg zu dessen Grab wurden die siebenundvierzig Männer, die, den Kopf ihres Feindes vor sich hertragend, blutbesudelt und kampfesmäde daher kamen, von dem Volk begeistert begrüßt und von einigen Fürsten bewirtet. Denn die Kunde von der That war bald ins Volk gedrungen. Als sie zu ihres Herrn Grab kamen, nahmen sie des Erschlagenen Haupt, wuschen es

in einer Quelle rein und legten es unter religiösen Zeremonien auf dem Grab nieder, zugleich mit einer Schrift, worin sie ihren verstorbenen Herrn anreden, ihm die Gründe der That erklären und ihn bitten, wenn er als Geist gegenwärtig sei, mit seinem Schwert das Haupt seines Feindes zu schlagen, um so seinen Hass auf immer zu stillen. Darauf bitten sie den Priester um ein ehrenvolles Grab bei ihrem Herrn, denn sie wissen, was ihnen bevorsteht; ruhig warten sie den Prozess ab und sterben alle siebenundvierzig mit grösster Seelenruhe am Harakiri nach dem Spruch des Gerichts. — Ein schreckliches Bild wilden Heldentums und rührender Treue, das in Japan heute noch, wie vor hundertundachtzig Jahren, die volle Bewunderung der ritterlichen Nation genießt. Die Gräber der siebenundvierzig Ronin in Takanawa, einem Distrikt von Tokyo, sind stets mit frischem Laub, Blumen und brennendem Weihrauch geschmückt; das Volk wallfahrtet zu den Gräbern und erweist dem Andenken der treuen Vasallen, die für die Ehre ihres Herrn freiwillig in den Tod gingen, beinahe göttliche Verehrung.

In diesen Verhältnissen entwickelt sich nun eine eigenartige und wertvolle Kultur. So auffallend die Ähnlichkeit ist zwischen dem Lehensstaat, der in Japan bis auf die neueste Zeit bestand, und der Lehensverfassung des germanischen Mittelalters, so grundverschieden ist die beiderseitige Kultur. Um die japanische Kultur richtig zu würdigen, muss man sich der ganzen Weite des Gegensatzes bewusst sein, der zwischen der Geistesart und der Weltanschauung des Japaners, wie überhaupt des Ostasiaten und derjenigen des Indogermanen besteht. Der japanische Geist bleibt immer auf dem festen Boden der Wirklichkeit, seine Welt ist die sinnliche Erfahrung und darum das Einzelne und Besondere. Er fragt nicht, ob etwas und was hinter der Erscheinung steht. Der lebendige Begriff und die Zusammenfassung des Einzelnen zum Ganzen, die Abstraktion, sind ihm fremd. Der Japaner denkt mit seinen fünf Sinnen, nicht mit Begriffen. Hier ein Beispiel. Ich trete in einen Kaufladen und kaufe mir drei Stücke im Wert von 5, 7 und 9 sen oder ebensoviele Stücke im Wert von je 7 sen. Bei uns vollzieht jedes Kind die Addition oder Multiplikation der einfachen Zahlen. Der japanische Kaufmann greift zum Soroban, einer Rahme mit sechs an Draht laufenden Reihen von Perlen, thut rasch einige Griffe und liest dann ab, dass die Summe einundzwanzig macht. An Stelle des Denkakts, den wir vollziehen, vollzieht er einen Anschauungsakt. Er weiss nichts von Arithmetik, aber er ersetzt sie durch die mechanische Methode, und ich vermag nicht zu beurteilen, welche von beiden Methoden die praktischere ist. In den englischen Bankgeschäften habe ich es oft erlebt, wie der Chinese mit Hilfe des

Soroban verwickelte Zinsrechnungen ebenso rasch und sicher vollzog, wie der kontrollierende englische Kommiss mit Hilfe von Kopf und Feder.

Derselbe Gegensatz zwischen der mechanischen Weltauffassung des Ostasiaten und der idealistischen des Indogermanen liegt dem ganzen Aufbau der beiderseitigen Sprachen zu Grunde. Die japanische Sprache stimmt durchaus überein mit den Forderungen des nüchternen Verstandes. Sie drückt die Dinge ganz bestimmt und prägnant aus, so wie sie erscheinen. Personifikationen fehlen. Der Gedanke wird breit und anschaulich ausgemalt, in ein Bild verwandelt, das dem Hörer vor seinem geistigen Auge ersteht. Nicht anders ist es mit der Schrift. Unsere wenigen phonetischen Schriftzeichen sind ganz abstrakt, der Betrachtung geben sie keinen Aufschluss, aber schon der Verstand des jüngsten Schulkindes reiht sie zusammen zu Begriffen. Ganz anders die chinesischen Schriftzeichen, die Ideographen, die auch in Japan gelten. Jedes Zeichen stellt unmittelbar einen Begriff dar. Ähnlich wie die Hieroglyphen bietet es dem Auge ein Bild des Dings; auch hier erfasst der Sinn, was bei uns der Verstand begreift. Solcher Zeichen sind es viele Tausende; zum grössten Teil sind sie sehr verwickelt, oft sind dreissig, vierzig und mehr Bewegungen zu ihrer Darstellung erforderlich. Zur Erlernung auch nur der gebräuchlichsten von ihnen bedarf es ebenso vieler Jahre, wie bei uns zur Erlernung der Schrift Wochen. Gewiss, ein arger Ballast für die geistige Ausbildung, da es doch möglich ist, den schriftlichen Gedankenausdruck mit unseren einfachen Mitteln zu erreichen. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass dem Ostasiaten seine Schrift mehr ist, als uns die unsrige. Sie ist der sinnliche Ausdruck seiner inneren Anschauung der Dinge und ihres Zusammenhangs, voll inneren Lebens, das Zeichen ist nicht verständlich ohne den Gedanken, den es darstellt, und wer die Schrift beherrscht, der beherrscht auch den ganzen Umkreis der Gedanken dieser Welt des Ostens, indes bei uns der des Lesens Kundige noch lange nicht den Inhalt des Gelesenen begreift.

Die Japaner haben die chinesische Schrift mit der chinesischen Litteratur übernommen; vorher besaßen sie für ihre nationale Sprache keine Schrift. Nun sind die chinesische und die japanische Umgangssprache durchaus verschieden. Jene gehört zu den einsilbigen Sprachen, in der Konsonanten und Gutturaltöne vorherrschen, diese zu den agglutinierenden Sprachen; sie ist reich an Vokalen und wohlklingend. Gleichwohl wurde mit der Übernahme der chinesischen Schriftzeichen ein grosser Teil der altchinesischen Worte in den japanischen Sprachschatz übernommen, ähnlich wie die Angelsachsen die romanischen Worte sich angeeignet haben; und, wie hier, ging mit den über-

nommenen Worten eine Wandlung durch Anpassung an das heimische Idiom, Ausstossung der Gutturaltöne etc. vor sich. Diese aus japanischen und chinesischen Elementen gemischte Sprache liegt der japanischen Schriftsprache zu Grunde, die mit der Umgangssprache zwar verwandt, aber im Wortvorrat und in den Konstruktionsformen auch wieder sehr verschieden ist. So haben also die Japaner, die lesen und schreiben wollen, zunächst ein Dreifaches zu beherrschen: die gesprochene oder Umgangssprache, die in sich wieder, je nach dem Masse ihrer Durchsetzung mit chinesischen Stämmen, sehr verschieden klingt, so verschieden, dass z. B. die Frau oder der Diener der von zwei höher gebildeten Männern geführten Unterhaltung, auch wenn deren Stoff ihren Gesichtskreis nicht überschreitet, kaum folgen können, zweitens die Schriftsprache, den mündlichen Ausdruck der Schrift, das Gelesene oder das Diktat, die also ganz anders sind, als die mündliche Erzählung des gleichen Inhalts, und drittens die Zeichenschrift, die Darstellung der Gedanken durch chinesische Ideographen, deren Gebrauch bewirkt, dass Japaner und Chinesen, die bei mündlichem Gedankenaustausch kaum ein Wort von einander verstehen, sich durch die Schrift recht wohl zu verständigen vermögen. Der Grad der Bildung eines Menschen steht danach in genauem Verhältnis zu der Entwicklung seiner Fähigkeit, zu sprechen, zu lesen und zu schreiben. Aber mit diesem dreifachen Gedankenausdruck ist es nicht genug. Japanische Gelehrte haben im 9. und 10. Jahrhundert durch Vereinfachung chinesischer Zeichen, die ihres ideographischen Werts entkleidet wurden, zwei phonetische Alphabete erfunden, das Katakana und Hirakana. Verwertet wurden beide bis auf die neueste Zeit einmal innerhalb der chinesischen Schriftzeichen, wo diese zur Darstellung des japanischen Gedankens versagten, dann in einzelnen Büchern, die für die unteren Volksklassen bestimmt waren. Neuerdings kommt der Gebrauch des Katakana mehr auf. Die Bibel z. B. ist in ihm wiedergegeben, und eine Reihe von Zeitungen verwertet es entweder ausschliesslich oder giebt die chinesischen Zeichen und das Kana nebeneinander. — Man sieht, um das zu erlernen, was bei uns die Elemente der Bildung, ihr grobes Handwerkszeug ausmacht, ist in Japan ein ungeheurer Aufwand von Zeit und Mühe nötig. Der Besitz dieses Wissens bedeutet aber auch unendlich viel mehr, als unsere Kenntnis des Lesens und Schreibens. Er ist nicht möglich ohne die Aneignung eines guten Teils der eigenen und der chinesischen Litteratur. Er leistet dem Japaner ungefähr das, was dem klassisch gebildeten Deutschen die Kenntnis der eigenen und der lateinischen Sprache, und darüber hinaus führt er den Japaner durch eine Art von Anschauungs- und Zeichenunterricht zum sinnlichen Verständnis des

ganzen Ideenkreises der östlichen Kulturvölker, damit zu einer scharfen Beobachtung des Gegebenen und einem ausserordentlichen Geschick in der Wiedergabe empfangener Eindrücke.

Die Unmittelbarkeit, Anschaulichkeit, das Lebendige der Betrachtungs- und Ausdrucksweise sind Vorzüge, welche die japanische vor unserer Kulturwelt voraus hat. Ihr fehlen aber auch die Lichtseiten der unsrigen; sie ist flacher als diese. Da sind nicht die Tiefen und Höhen, die das europäische Geistesleben durch die Verbindung der innigen, glühenden Phantasie der Semiten mit dem Genius der Indogermanen erlangt hat. Wenn wir dies festhalten, so werden wir verstehen, warum die Kultur Ostasiens, obwohl sie die ältere ist und über Vorzüge gebietet, die uns abgehen, doch durch das Abendland weit überflügelt worden ist. Alle wahre Wissenschaft erfordert ein Operieren mit Begriffen, ein Aufsteigen vom Besonderen zum Allgemeinen, ein Auflösen des Allgemeinen in das Besondere. Weil den Ostasiaten diese Befähigung abging, haben sie es zur Ausbildung nicht einer einzigen Wissenschaft gebracht. Mit den Elementen der Arithmetik fehlt selbstverständlich die ganze Mathematik. Die schärfere Naturbeobachtung hat doch nicht genügt, eine Naturwissenschaft zu erzeugen. Auch die exakten Wissenschaften bedürfen eben zu ihrer Entwicklung einer Schulung des Geistes durch die Gewöhnung an abstraktes, logisches Denken. Und weil Mathematik, Physik, Chemie, Anatomie fehlten, so konnten auch die Wissenschaften sich nicht entfalten, die auf der Grundlage jener ruhen, also die Astronomie, die technischen Disziplinen, Medizin und Chirurgie. Die Sprache, die eine so grosse Rolle in der Ausbildung jedes einzelnen spielt und der Gradmesser der Bildung ist, ist weder grammatikalisch noch etymologisch behandelt. Es giebt kein zweites Volk auf der Welt, bei dem die Kenntnis von Sage und Vergangenheit so tief bis in die untersten Schichten eingedrungen ist — wie oft habe ich mich gefreut, auf offener Strasse den Erzähler und seine staunende Korona zu beobachten — und doch enthalten die umfangreichen Geschichtswerke der Japaner bloss Mythologie und Annalistik, eine sichtende und verbindende Geschichtswissenschaft giebt es nicht. Der festgefügte Lehensstaat beherrschte alle Verhältnisse des Lebens, aber die Gesetzgebung war wenig entwickelt, eine Rechtswissenschaft bildete sich nicht. Die confucianische Ethik, die seit dreizehnhundert Jahren besonders die höheren Stände durchdringt, zeigt höchstens Ansätze einer scholastischen Behandlung. Der Buddhismus, obwohl Hunderttausende von Priestern und Mönchen in seinen Diensten stehen, hat die Philosophie seiner indischen Heimat eingebüsst. Eine Theologie hat sich so wenig gebildet, dass, nach der Versicherung der besten Kenner,

auch hochstehende Prälaten den Sinn ihrer Dogmen und überlieferten Zeremonien nicht verstehen.

In all dem steht die altjapanische Kultur weit hinter der des Abendlands zurück. Aber ein ganz anderes Bild bietet sich uns da, wo der abstrakte Gedanke nicht die Voraussetzung der Entwicklung bildet, wo es vielmehr darauf ankommt, mit hellem Blick ins volle Leben hineinzuschauen, den Eindruck auf sich wirken zu lassen und ihn sinnvoll wiederzugeben — auf dem Gebiet der Kunst im weitesten Sinn. Und zwar kommen diese Vorzüge der japanischen Geistesart um so voller zur Geltung, je mehr die Kunst eine darstellende ist. Weil sie dies gar nicht ist, steht die Musik, die innerlichste der Künste, auf einer sehr tiefen Stufe. Ich habe zwar, als ich eine Sommerfrische so recht inmitten des eigentlichen Volks zubrachte, manche schlichte Volksweise singen oder auf einem einfachen Zupfinstrument, dem Samisen, vortragen hören, der ein gewisser Reiz nicht abzusprechen ist. Aber diese Art von Musik, die sich durch mündliche Unterweisung ohne Noten fortpflanzt, steht nicht in Ansehen. Die klassische Musik aber, die den chinesischen Ursprung noch ganz festhält, ist etwas, was für unsere Ohren, gelinde gesagt, höchst seltsam klingt. Man hört sie als Begleitung zu den feierlichen Reigen der Tänzer und Tänzerinnen im Theater, in den buddhistischen Tempeln, am vollkommensten vernahm ich sie im Palast des Mikado bei der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares von der Hofkapelle vorgetragen. Sechs bis acht Männer sitzen auf einer Empore mit feierlichem Ernst, die einen sind Sänger, die andern haben rohe Saiten- und Schlaginstrumente, einer eine schrille Pfeife vor sich. Jene singen in der Fistel, aus der sie plötzlich abbrechend in den tiefsten Bass fallen. Dazwischen kommen Töne, die wir am Menschen überhaupt nicht gewöhnt sind. Die Musikanten zupfen, pauken und pfeifen dazu ohne jede Rücksicht auf das, was wir Harmonie nennen. Kein Deutscher wird diese Art von Musik zum erstenmal hören, ohne an die nächtliche Weise zu denken, die Stein erweichen, Menschen rasend machen kann. Aber dem Japaner gefällt sie besser als eine Oper von Mozart oder Wagner. Ein japanischer Impresario unternahm vor etlichen Jahren den Versuch, italienische Sänger auf eine japanische Bühne zu bringen. Er machte ein schlechtes Geschäft. Die ganze Zuhörerschaft schüttelte sich vor Lachen über die Arien und Recitative, die Oper konnte nicht wiederholt werden.

Die Poesie ist uralte. Ihre Blütezeit fällt ins 8. bis 10. Jahrhundert. Damals kam diejenige Form der Lyrik zur Ausbildung, die heute noch als die allein mustergültige angesehen wird. Das ganze Gedicht besteht aus einunddreissig Silben, zerlegt in fünf reimlose

Strophen (fünf, sieben, fünf, sieben, sieben). Im Grunde kann man die Lyrik zur darstellenden Kunst rechnen. Dieselben kleinen Bilder, die der japanische Maler vor unser Auge führt, stellt der Dichter vor unsere Phantasie, also Skizzen aus der Natur, dazu noch die allenthalben besungene Liebe und die Vergänglichkeit des menschlichen Daseins. Aber von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit weiss er uns nichts zu singen. Die Dichtkunst geht nicht in die Tiefe, aber in die Breite. Es schallt da buchstäblich von allen Zweigen. Wer auf Bildung Anspruch macht, der muss auch dichten können. Lehrer und Lehrerinnen der Dichtkunst giebt es in Japan etwa so viel, als bei uns Lehrer und Lehrerinnen des Klavierspiels. Etwas Originelles wird ja hier wie dort von den Schülern nicht verlangt. Aber es wehte uns doch ein poesievoller Hauch an, wenn wir in den letzten Tagen des Februar im Tempelhain unter den Pflaumenblüten wandelten und die Japaner beobachteten, wie sie ihre dichterischen Ergüsse auf weiches gelbliches Papier schrieben und dieses dann an die Zweige knüpften, wo es mit den zarten rosa Blüten flatterte, bis ein anderer kam, das luftige Werk mit den verbindlichsten Gebärden las und sich dadurch zur Entfaltung der eigenen Muse begeistern liess. Poetische Wettkämpfe hat es in Japan Jahrhunderte vor unseren Minnesängern und Meistersängern gegeben, und bis zum heutigen Tag besteht so etwas: Jedes Jahr im Januar giebt der Kaiser ein Thema auf (vor einigen Jahren war es der Fichtenbaum auf weisser Decke) und viele Tausende von Dichtern benützen diese Gelegenheit, auf Papier von genau vorgeschriebener Art und Form ihre poetischen Versuche und zarten Aufmerksamkeiten dem Herrscher darzubringen. — Künstlerisch höher als die Lyrik steht das Drama und die dramatische Kunst. Wer sich heute ein Bild entrollen lassen will von dem alten romantischen Land, der muss die Theater besuchen. Es sind zwei ganz verschiedene Gattungen. Die eine, ältere, ist das No, dem man heute noch ansieht, dass es sich, dem altgriechischen Schauspiel gleich, mit dem es auch sonst sprechende Züge gemein hat, aus uralten religiösen Pantomimen entwickelt hat. Um eine kleine, nach allen Seiten offene Bühne, welche die Form der zu den Tempelanlagen gehörigen Tanzbühne hat, gruppiert sich im Freien der terrassenförmig angelegte Zuschauerraum, gefüllt von einem Auditorium der vornehmen Kreise, das dem Spiel mit dem Text in der Hand folgt. Denn die Stücke sind in der altertümlichen Sprache des 15. Jahrhunderts geschrieben. Eine Scenerie giebt es nicht. Im Hintergrund der Bühne sitzen die Musikanten, rechts zur Seite die Sänger, wie ich sie geschildert. In prächtigen Gewändern aus schwerem Brokat, mit langsam abgemessenen Schritten und feierlichem Ernst, Masken vor dem

Gesicht, bewegen sich die Spieler, die Sprossen derselben Familien, die seit vierhundert Jahren diese Kunst vererbt haben. Die Gegenstände, die sie darstellen, sind aus der Mythologie und der alten Geschichte gegriffen. Vier oder fünf solcher Stücke gehen über die Bühne, jedes dauert eine Stunde oder etwas mehr und wird gefolgt von einer kurzen, derben Posse, die auch die Züge der vergangenen Jahrhunderte trägt. Lebensvoller und natürlicher ist das eigentliche Theater, Shibai, das in Altjapan nur für das gewöhnliche Volk da war. Seine Entstehung aus Puppenspielen würde man ihm nicht mehr ansehen. Die Anlage des Gebäudes ist nicht viel anders als bei uns. Die Bühne ist durch einen Damastvorhang mit dem Wappen des ersten Schauspielers abgeschlossen; der Vorhang fällt aber nur zwischen den Akten, während zwischen den Szenen die Bühne sich auf einer Drehscheibe umkehrt und die einfache Scenerie nebst den Schauspielern mit sich fortnimmt. Ein Chor begleitet, hinter einem hölzernen Gitter verborgen, das Stück mit seinen seltsamen Weisen. Parterre und Galerien sind durch einen Fuss hohe Bretter in Logen mit Raum für vier Personen abgeteilt. Hier sitzt das Publikum auf dem Boden, viele Kinder darunter, auch Säuglinge an der Brust der Mütter. In den Zwischenakten werden reizend arrangierte Speisen herumgeboten, denn man kauft allgemein die Billetts und die bei zehnstündigen Vorstellungen unentbehrlichen Mahlzeiten zusammen; man isst, raucht und amüsiert sich. Meist werden drei Stücke gegeben. Das erste, grösste ein historisches Schauspiel von sehr gediegenem Gehalt, das die Heldenehre und den Mannesstolz der Vasallen, die Grossmut und die feine Sitte der Lehensherrscher schildert, dann ein Charakterbild aus dem bürgerlichen Leben oder auch eine haarsträubende Geistergeschichte. Endlich eine Tanzpantomime. Auch die Frauenrollen werden von Männern gegeben; alle Schauspieler sprechen in der Fälschung, einer der zahlreichen verkünstelten Züge, die das japanische Leben aufweist. Aber die Darstellung ist doch voll Leben und Charakter, manchmal fast zu naturalistisch. Denn das Blut fliesst auf der Bühne in Strömen, die Opfer der Bösewichter verenden unter entsetzlichen Krämpfen und Zuckungen. Das Publikum beteiligt sich mit südlicher Lebhaftigkeit am Spiel, wozu beiträgt, dass die Schauspieler mit dem Spiel schon beginnen, während sie durch den Zuschauerraum eintreten. Eine besonders gute Leistung wird mitten im Dialog mit lautem Namensruf des Künstlers gelohnt. Ich habe gesehen, wie bei dem Abschied, den der Krieger vor der Schlacht von Weib und Kind nimmt, von Japans erstem Schauspieler innig und wahr dargestellt, die Zuhörer alle wie Kinder zusammenschluchzten, — eine Erscheinung, die mir bei dem an Selbstbeherrschung gewöhnten Volk doppelt auffiel.

Die höchste Blüte des japanischen Kulturlebens ist zweifellos seine bildende Kunst und sein Kunsthandwerk. Auch die bildende Kunst hat sich aus der chinesischen entwickelt und die Fühlung mit ihr nie verloren. Vom 7. Jahrhundert an löste, auf dem beherrschenden Gebiet der Malerei, eine Schule die andere ab, alle Schulen aber hielten an dem Konventionalismus Chinas fest, bis seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die japanische Kunst die traditionellen Fesseln abwarf und ihre eigenen freien Bahnen ging, ohne doch die Vorzüge der alten Schulen, die scharfe Linienführung, den kühnen Wurf, die Harmonie in den Farben aufzugeben. So hat sich eine durchaus eigenartige Kunst entwickelt, die, wenn sie auch ihre Schranken hat, doch bestimmt ist, einen grossen Einfluss auf das künstlerische Schaffen auch der westlichen Völker zu üben. Dieser befruchtende Einfluss bildet die schöne Gegengabe, die das Land des Ostens der europäischen Welt für alle Errungenschaften dargebracht hat, die es dieser verdankt. Mit einem angeborenen Schönheitssinn verbindet der japanische Künstler eine feinfühlende, scharfe Naturbeobachtung. Seine Motive holt er sich im ganzen weiten Bereich der Natur, und er hat bei dem Reichtum der Fauna und Flora Japans eine grosse Auswahl. Er erfasst sie in ihrer Eigenart und zeigt sie uns in frischem, bewegtem Leben. Von dem Kirschzweig treibt der sanfte Frühlingswind die weissen Blüten, der Bambus neigt seine spitzen graziösen Blätter im Sturm, auf die knorrige Kiefer fallen die Schneeflocken. Und mit welcher Liebe sind die lebendigen Bewohner von Feld, Wald und Meer behandelt! in engster Fühlung mit dem Boden, auf dem sie sich bewegen: der Reiher mit den langen Beinen und dem langen Hals im Teich zwischen den Kelchen der Lotos, die seitwärts über den Strand marschierenden Krabben, die grossen dunkelblauen Falter auf den weissen Heidelilien. Aber der Künstler giebt uns nicht bloss eine lebensvolle Nachbildung der Pflanzen- und Tierwelt. Das Beste ist der künstlerische Takt, mit dem er die von der Natur gebotenen Motive behandelt. Er überträgt sein Innenleben auf das Werk seiner Hand, haucht ihm eine poesievolle Stimmung ein. So ist die japanische Kunst bei aller Naturtreue voll Idealismus. Die japanische Malerei hat sich nun freilich zu grossen Kombinationen nicht aufgeschwungen. Gemälde, die in hohem Stil die Thaten der Geschichte den Enkeln vor Augen führen, fehlen ebenso wie solche, die das Menschenherz zum Ewigen erheben. Hielten ja schon die typischen Formen der Gemälde, der Kakemono und der Biyobu, d. h. das Rollbild und der Wandschirm, beide aus Papier oder Seidengewebe bestehend, und die einfache Technik, die sich nur der Wasserfarben bedient, die Künstler bei den kleinen isolierten Vorwürfen fest. Und

dann musste die ganze Geistesrichtung des Volks zu der Beschränkung auf das unmittelbar Naheliegende führen. Andere Eigentümlichkeiten der japanischen Malerei sind ihre Gleichgültigkeit gegen die Gesetze der Perspektive, des Lichts und Schattens, der Anatomie des menschlichen Körpers. Da nun aber alle diese Beschränktheit bei den dekorativen Künsten und beim Kunsthandwerk fast ganz zurücktreten, so mussten sich diese um so reicher entfalten, und das grösste Verdienst der Malerei liegt darin, dass sie die Kleinkünste alle mit ihrem Leben erfüllt hat. Die Kunsthandwerker arbeiten regelmässig nach der Skizze eines Künstlers, aber sie — die Ziseleure, Lackarbeiter, Holzschnitzer, Emailmacher, Sticker — sind selbst bei dem Künstler in die Schule gegangen und wissen die Skizze mit feinsinnigem Verständnis technisch zu verarbeiten.

Was uns bei dem japanischen Kunsthandwerk so wohlthuend berührt, das ist vor allem seine Freiheit gegenüber den Regeln der Symmetrie. Bis vor wenigen Jahren wusste man es bei uns nicht anders, als dass eine Flächendekoration vom Mittelpunkt aus nach den vier Ecken gleichmässig angelegt sein müsse. Der Japaner verfügt frei über die Fläche, lässt ganze Partien leer und wiederholt sich nirgends. Er baut seine Kabinetts ohne alle Rücksicht auf die Symmetrie der Teile auf, ohne doch der Harmonie des Ganzen zu schaden. Während im Kunsthandwerk Europas das Stilisieren der Motive der Renaissance immer noch einen breiten Raum einnimmt, verwertet der Japaner die Motive, wie er sie in der Natur vorfindet. Nicht etwa, weil er nicht auch wusste, was stilisieren ist, aber er greift zu diesem nur, wo die Bestimmung des Kunstwerks zu fordern scheint, es der Alltagsbetrachtung zu entrücken, für Kultzwecke, auch in der Heraldik. Ein anderer lebenswürdiger Zug des japanischen Kunsthandwerks ist, dass es über der Schauseite der Dinge deren Kehr- und Innenseite nicht vernachlässigt. Die Betrachtung einer Lackschale, auf der die Blütenzweige der offenen Höhlung sich am Rand umbiegen, um sich auf der Rückseite in zarten Ausläufern fortzusetzen, erweckt in dem Beschauer unwillkürlich den Gedanken, dass der Künstler nicht dem Publikum zum Gefallen, sondern der Sache zuliebe gearbeitet hat. Und wie weit ist dort das Feld des Kunstgewerbes! Im Grunde hebt es sich aus dem übrigen Handwerk gar nicht heraus. Denn auch die einfachsten Gegenstände des Haushalts und des Gebrauchs bis herunter zum Besen, werden nicht bloss mit aller Sauberkeit und Genauigkeit gearbeitet, sie erhalten auch noch eine einfache Zuthat, die dem Auge wohl thut. So geht es ohne sichtbare Grenze durch die Gebiete aufwärts, die man bei uns zum Kunsthandwerk rechnet, bis zur hohen Kunst. Dabei verbindet der Arbeiter die ver-

schiedensten technischen Verrichtungen bei einem und demselben Gegenstand. Der Lackarbeiter setzt in den auf schwarzen Grund mit Gold bemalten Strauss ein Vögelchen aus Elfenbein und einen Schmetterling aus Perlmutter ein. Die Figur des Drachens auf dem schmiedeisernen Stichblatt eines Schwerts wird belebt durch Schuppen aus Silber. Eine solche Durchdringung des ganzen Lebens mit der Schönheit der Form wäre freilich nicht möglich, wenn nicht das ganze Volk der Kunst ein reifes Verständnis entgegenbringen würde. Man wird kein Volk finden, das eine so herzliche Freude hat an dem, was dem Auge gefällt. Auch der geringste Tagelöhner beschaut mit fröhlichem Behagen den einfachen Schmuck seiner Theekanne und seines Blumenkorbs, mit ehrfürchtigem Staunen die glänzenden Tempel der Buddhisten.

Eine Architektur in unserem Sinn kennen die Japaner nicht. All ihre Bauten sind bloss Zimmermannsarbeit, aus Holz, ohne Sockel und Füllmauern von Stein. Das Gebäude steht ohne Verbindung mit dem der Erdbeben wegen so trügerischen Boden auf unterlegten Steinplatten. Auf diesen ruhen vertikale Pfosten, unter sich durch Querbalken verbunden. Die letzteren sind die Träger der Bretterlagen des Bodens und des Dachgebälks. Von den vier Seiten sind höchstens zwei, oft nur eine mit Brettern abgeschlossen, die andern sind frei, so dass Luft und Licht die Räume ungehindert durchfluten; sie können aber durch papierene SchiebWände verstellt werden und werden bei Nacht und rauhem Wetter durch verschiebbare Bretter verschlossen. Fenster aus Glas, Feuerungseinrichtungen giebt es nicht. Diese luftigen Gebilde bieten natürlich wenig Raum für die Entfaltung architektonischer Wirkungen. Selbst das Palais des Mikado ist von aussen äusserst schlicht. Die Tempel der Shintoreligion beruhen auf demselben Grund- und Aufriss, sie sind so schmuck- und farblos wie die Profanbauten. Aber sie heben sich aus diesen dadurch heraus, dass sie immer in der Mitte eines Hains mit mächtig aufstrebenden Kryptomerien, Forchen und immergrünen Laubhölzern stehen. Dies ist auch der Fall bei den buddhistischen Tempeln, die aber reichere architektonische Formen, besonders schöne Schweifungen der wuchtigen Dächer und eine farbenprächtige Ausstattung durch roten Anstrich der Wände, Vergoldung des Beschlägs, kunstvolle Holzschnitzereien, überhaupt Verwertung aller Kleinkünste zeigen. Wo diese Vereinigung von Natur und Kleinkunst eine besonders glückliche ist, da liegt in ihr der höchste malerische Reiz. Der Eindruck ist ja ein von dem unserer herrlichen Dome ganz verschiedener, er ist durch und durch orientalisches, aber es giebt keinen Massstab, mittels dessen zu entscheiden wäre, ob hier oder dort die ästhetische Wirkung die voll-

kommenere ist. Dies habe ich so recht erkannt bei einem Besuch der Harunatempel. Nach stundenlanger Wanderung durch ein weltabgeschiedenes Thal, zwischen dessen hohen Wänden ein Flüsschen dahinsprudelt, gelangten wir an eine Stelle, wo mächtige Felsennadeln und natürliche Felsbrücken aufstrebten und der Fluss einen Fall bildete. Auf einer, durch steile Stufen zugänglichen Terrasse, zwischen gewaltige Kryptomerien und die kühnen Felsgebirge gebettet, lag die reich gegliederte Tempelanlage, mit Thoren, Brücken, Glockentürmen, Pagoden, einem Märchen gleich, mit ihrem Gold und abgetönten Farben in so wunderbarem Einklang mit der Landschaft, dass Kunst und Natur Eins geworden zu sein schienen. Als dann die alte Tempeltänzerin in grüngoldenem Brokat, ein Schwert schwingend, beim eintönigen Klang der Pfeife ihre gemessenen Bewegungen that, da kamen wir uns wie verzaubert vor.

Es wurde schon erwähnt, dass in Japan zwei Religionen, der Shintoismus und der Buddhismus, bestehen. Denn die Sittenlehre des Confucius ist, weil sie von allen metaphysischen Voraussetzungen absieht, keine Religion. Der Shintoismus war ursprünglich Sonnenanbetung, jetzt ist er im wesentlichen Ahnenverehrung. Sein religiöser und sittlicher Gehalt ist sehr gering. In der Hauptsache besteht er aus äusseren Gebräuchen, die sich meist an den Tod eines Menschen knüpfen. Eine grössere Rolle spielt der Buddhismus. Er hat sicher seine geschichtlichen Verdienste um das japanische Volk, aber er trägt nicht mehr die edlen Züge seines Stifters, die wir noch an den bronzernen Kolossalstatuen aus dem 12. Jahrhundert erkennen. Erhalten hat sich die Lehre von der Seelenwanderung, aber an die Stelle des Nirwana ist die grobsinnliche Vorstellung einer jenseitigen Welt und ein krasser Aberglaube getreten. Es giebt keine Predigt, keinen religiösen und sittlichen Unterricht, keine Seelsorge, auch der zeremonielle Gottesdienst spielt eine untergeordnete Rolle. Nun darf man sich nicht vorstellen, dass Buddhisten und Shintoisten sich in derselben Weise gegenüberstehen, wie bei uns Protestanten und Katholiken. Der Japaner ist nicht Shintoist oder Buddhist, sondern in der Regel beides, d. h. er bedient sich der Gebräuche der einen Religion bei dem einen, der andern bei dem andern Anlass. Tief geht die Religion nicht. Immerhin haben die bürgerlichen Klassen religiöse Bedürfnisse. Die confucianistisch erzogenen Samurai aber waren und sind so gut wie religionslos, und diese indifferente Stellung des gebildeten Teils der Nation mag an dem allgemeinen Verfall der japanischen Religionen eine Hauptschuld tragen.

Meine Skizze des japanischen Geisteslebens wäre nicht vollständig, wenn ich nicht auch die Elemente des Rechts kurz berührte.

Unsere Rechtsordnung ist durchaus individualistisch, der Staat gründet sich unmittelbar auf die einzelnen Persönlichkeiten. In Japan ist seine Basis die festgefügte Familie. Das Familien- und Erbrecht ist hier für alle Schichten der Bevölkerung bis zum Tagelöhner herunter so gestaltet, wie es bei uns nur in den Familien des hohen Adels vorkommt. Der Erhaltung der Geschlossenheit und Dauer der Familien dient die aufs schärfste ausgeprägte Primogeniturordnung. Die Erbfolge ist Individualsuccession in das ganze Vermögen mit Vorzug des männlichen Geschlechts und des Alters; nur der nächste Nachkomme hat ein wirkliches Erbrecht. Sind keine Kinder vorhanden, so wird allgemein adoptiert und dadurch das Geschlecht künstlich erhalten. Derjenige, welcher Erbe geworden ist, hat eine weitgehende persönliche und wirtschaftliche Herrschaft nicht nur über Frau und Kinder, sondern auch über jüngere Brüder, über Schwestern und die Kinder beider, über die verwitwete Mutter, über Vatersgeschwister, die nicht aus dem Haus ausgetreten sind, und deren Descendenz. Diese Herrschaft verpflichtet ihn auch zum Unterhalt der Familienglieder. Als alleiniger Inhaber des Familienvermögens ist der Hausherr auch Träger der Steuerpflicht und damit der politischen Rechte. Auch die Armenfrage findet ihre Lösung ganz im Familienrecht. In früherer Zeit strafte sogar der Staat die ganze Familie für die Verbrechen ihrer Glieder; doch ist dies schon vor der Öffnung des Landes abgekommen.

— Hoch entwickelt war im alten ritterlichen Japan die feine Sitte. Die Formen des geselligen Verkehrs wurden für sehr wichtig gehalten und durch Regeln vorgeschrieben, von deren Peinlichkeit man sich bei uns keinen Begriff macht. Ein Kind von drei Jahren macht Verbeugungen wie ein Erwachsener. Ein grosser Teil der Erziehung des jungen Geschlechts wird auf die Unterweisung in den Formen des Lebens und Umgangs verwendet. Selbstbeherrschung in allen Lebenslagen, in Freude und Schmerz, wird vor allem eingepägt. Händedruck und Kuss sind ganz unbekannt, sie würden für grob sinnlich gelten. Wenn Mutter und Sohn, Mann und Frau sich auf dem Dampfer vielleicht für immer Lebewohl sagen, so berühren sie sich nicht, sondern verbeugen sich mehrmals tief, ihre Thränen unterdrückend.

Gerne würde ich das Bild der japanischen Kultur näher ausführen durch ein Eingehen auf die Lebensgewohnheiten, die Gebräuche, das Erwerbsleben des Volks. Alles ist ja so ganz anders wie bei uns. Man bekleidet sich nicht mit Rock und Beinkleid, sondern mit einem weiten, faltenreichen Gewand, unserem Schlafrock nicht unähnlich. Man sitzt nicht auf Stühlen, sondern auf den eigenen Fersen. Man isst mit kleinen Stäbchen, nicht mit Messer und Gabel. Man schreibt nicht von links nach rechts, sondern von oben nach unten. Die

Farbe der Trauer ist weiss. Beim Eintreten in das Zimmer nimmt man nicht die Kopfbedeckung, sondern die Fussbekleidung ab. Auch der geringe Mann badet alle Tage, aber nicht kalt oder lau, sondern bei 36° R. in einer engen Wanne sitzend, in der er sich wie ein Schnappmesser zusammenklappt. Viele Europäer finden, dass diese und zahllose andere Gebräuche verkehrt und unvernünftig seien. Aber die Japaner haben dasselbe an unseren Sitten auszusetzen, und ich bin wenigstens soweit gekommen, dass ich die einen so vernünftig finde wie die andern. Allein ich darf mich bei diesen Dingen nicht aufhalten, da ich noch den Einfluss darstellen möchte, den das Eindringen der westlichen Kulturelemente auf die von mir geschilderte japanische Welt in den letzten fünf und zwanzig Jahren geübt hat.

Als die Japaner mit den Fremden Beziehungen eröffneten, da war es ihnen zunächst darum zu thun, ihre Gewehre, Kanonen, Dampfschiffe und Eisenbahnen sich anzueignen. Mit der Zeit sahen sie ein, dass diese Dinge sich nicht losgelöst von der unmittelbaren Grundlage, auf der sie erwachsen sind, ergreifen lassen, und durch das praktische Bedürfnis gedrängt, begannen sie auch diesen Grundlagen ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Die Naturwissenschaften, die Technik, Medizin und Chirurgie, die Wehrverfassung des Westens kamen zu Ehren. Gleichzeitig führte der heisse Wunsch der patriotisch fühlenden Nation nach Anerkennung im Rat der Völker zur Übernahme des fremden Rechts. Auf all diesen Gebieten ist Bedeutendes geleistet worden. Die trefflich organisierte Post zieht den entlegensten Weiler in die Maschen ihres Netzes; sie ist ein Glied des Weltpostvereins. Zahlreiche Eisenbahnen, die wichtigsten Linien in den Händen des Staats, prächtige Gebirgsbahnen darunter, funktionieren so sicher wie bei uns. Der Telegraph erreicht fast jedes Dorf, Kabellinien verbinden Japan mit Schanghai und Wladiwostok. An den grössten Plätzen haben das Telephon, das Gas- und elektrische Licht sich schon fest eingebürgert. Die junge Handelsflotte ist in mächtigem Aufstreben; sie vermittelt den ganzen Aussenverkehr und den grössten Teil des Verkehrs mit dem asiatischen Festland; neuerdings wurde eine indische Linie eingerichtet. Zahlreiche Fabriken sind erstanden, besonders die Baumwollspinnerei und -Weberei entwickelt sich lebhaft. Ein europäisch gebildeter Arzt ist fast in jedem Städtchen und versteht seinen Beruf recht gut. Die allgemeine Wehrpflicht samt dem Institut der achselbeschnürten Einjährigen besteht auch in Japan, und dass das deutsche Exerzierreglement, die Schulung der Flotte nach englischem Vorbild in Fleisch und Blut der kleinen braunen Japaner übergegangen sind, das bewiesen die Siegesdepeschen, die Schlag auf Schlag über das Weltmeer zu uns kamen. Auf diesem Gebiete konnte das Neue

am glücklichsten an das Alte anknüpfen. Japan brachte in seinen Samurai, in denen der Sinn für kriegerische Ehre und Vaterlandsstolz nie erloschen war, ein ausgezeichnetes Material in die neue Zeit herüber. Aus ihm gingen treffliche Offiziere und Unteroffiziere hervor, die es verstanden, ihren Geist auf das Ganze zu übertragen. In dieser Thatsache, in der Fortdauer des Geistes der siebenundvierzig Ronin, erblicke ich die Hauptursache für die riesige Überlegenheit, die Japan China gegenüber bewiesen hat. Die technischen Hilfsmittel Europas haben auch dem Reich der Mitte nicht gefehlt, aber es wusste nichts mit ihnen anzufangen, weil in der elend regierten Nation der Sinn für Waffenehre und die Liebe zum Vaterland erloschen sind.

Wir sehen, weil auf dem militärischen Gebiet der historische Faden nicht abbricht mit der neuen Ära, sind die Erfolge auch die glänzendsten. Dagegen müssen wir unsere Erwartungen schon um ein Gutes herabstimmen, wenn wir prüfen, wie tief das fremde Recht in den Staat und in die Nation eingedrungen ist. Da ist es doch noch recht chaotisch. Während des absoluten Regiments, bis zum Jahre 1890, war die Gesetzgebung ausserordentlich fruchtbar. Alle grossen Lebensgebiete wurden mit ihren Schöpfungen bedacht. Das Strafrecht, der Strafprozess, das Konkursrecht wurden nach den französischen, die Gerichtsverfassung und der Zivilprozess nach den Gesetzen des deutschen Reichs gemodelt, je nachdem der Verfasser ein Franzose oder ein Deutscher war. Die Gemeinde- und Bezirksverfassung entspricht dem preussischen Muster. Auch die Staatsverfassung beruht in der Hauptsache auf dem Vorbild Preussens, doch sind die konservativen Garantien auch anderer deutscher Verfassungen verwertet, vereinzelt auch Gedanken aus dem Staatsrecht Englands und der Vereinigten Staaten aufgegriffen. Die letzte That des absoluten Regiments war die Verkündigung eines bürgerlichen und eines Handelsgesetzbuchs, das erstere nach dem Code civil, das letztere nach dem deutschen Handelsrecht gebildet, beide bestimmt, am 1. Januar 1893 ins Leben zu treten. Tausende von Juristen wurden teils im Ausland, teils auf den neu gegründeten Schulen ausgebildet, die einen nach deutschen, die andern nach der französischen wissenschaftlichen Methode, die dritten nach der englischen Kasuistik, und diese alle sitzen jetzt, friedlich oder nicht friedlich, auf derselben Richterbank. Nun würde man sich aber gründlich täuschen, wenn man glauben würde, dass diese Gesetze die Aufgabe erfüllen, das Leben des Staats und der Einzelnen auch wirklich zu beherrschen. Dies kann man allenfalls für diejenigen unter ihnen zugeben, die auf eine tiefere Wirkung nicht berechnet sind, also für die bloss organisatorischen Gesetze. Aber davon abgesehen kehrt sich das Leben nicht allzuviel um diese fremden

Einfuhrartikel. Wenn man freilich eine Zeitung in die Hand nimmt und einen Parlamentsbericht liest, so heimelt es einen ganz an, den gewohnten Parteinamen wieder zu begegnen: den Konservativen, Liberalen, Fortschrittlern, der Volkspartei, sogar einer freien Vereinigung. Geht man aber der Sache auf den Grund, so stellt sich heraus, dass die Parteischlagworte ganz andern Gegensätzen zur Folie dienen, den Gegensätzen der Clans, der Landsmannschaften, wie sie zur alten Zeit bestanden haben. Wie es mit dem bürgerlichen Recht bestellt ist, dafür ist folgender Vorgang bezeichnend: Ich habe schon erwähnt, dass das Zivil- und Handelsgesetzbuch am 1. Januar 1893 in Kraft treten sollte. Zwei Jahre vergingen, bis die öffentliche Meinung von dieser Kleinigkeit, der Einführung eines völlig neuen Privatrechts, überhaupt Notiz nahm. Von keiner Seite geschah etwas, um das neue Recht dem Volksbewusstsein oder auch nur dem Verständnis der Juristen näher zu bringen; es erschien kein Einführungsgesetz, kein Kommentar. Endlich, im Frühjahr 1892, regte sich eine Opposition, sie stützte sich auf die wohl zutreffende Behauptung, dass das neue Recht den japanischen Grundanschauungen in Ethik und Volkswirtschaft widerspreche. Unter dieser Strömung nahmen beide Häuser des Reichstags einen Gesetzesantrag an, der den Termin für das Inkrafttreten der Gesetze auf den 1. Januar 1896 verschob. Es wurde Ende November, bis sich die Regierung über ihre Zustimmung zu diesem Antrag schlüssig machte, bis dahin wusste niemand, ob nach sechs Wochen das private, wirtschaftliche, Verkehrs- und Familienleben eines Volks von vierzig Millionen sich nach den bisherigen Gewohnheiten oder nach dem Code Napoleon und dem deutschen Handelsgesetzbuch richten werde, eine Thatsache, die so seltsam ist, dass man schon einige Zeit in Japan gelebt haben muss, um sie überhaupt für möglich zu halten.

Für das Schulwesen ist viel geschchen. Die Volksschulen sind äusserlich nach deutschem Muster organisiert. Es folgen Realschulen, höhere und niedere Gymnasien, eine technologische, eine höhere Handelsschule. Militär- und Kriegsakademie, private Rechtsschulen der drei konkurrierenden Richtungen und eine Universität. Diese hat fünf Fakultäten, für Rechtswissenschaft, Litteratur (Philologie, Philosophie und Geschichte), Naturwissenschaft, Technik und Medizin. Dazu kommt noch eine ganze Anzahl christlicher Missionsschulen für die höhere und niedere Ausbildung beider Geschlechter. All diese Schulen setzen sich nun aber durchaus nicht den Zweck, die abendländischen Bildungstoffe an Stelle der japanischen zu setzen. Die Volksschule lehrt immer noch die alte Schrift und Sprache und das Rechnen mit dem Soroban. Die höheren Schulen führen den Unterricht in diesen Fächern fort und lehren nur daneben die Sprachen

(Englisch, Deutsch, Französisch) und einzelne Wissenschaften des Westens. Während noch vor fünfzehn Jahren alles Ernstes für die Einführung des Christentums und der englischen Sprache durch Staatsgesetz plaidiert werden konnte, fällt es heute niemand mehr ein, die alte Gesittung mit einem Male gegen die unsrige einzutauschen. Im allgemeinen geht der Wunsch dahin, die alte Kultur im grossen und ganzen beizubehalten und daneben den Rahm von der abendländischen abzuschöpfen. Die wenigen Köpfe, die in das Innere des abendländischen Geistes eingedrungen sind, haben erkannt, dass das Ziel das sein muss, in langsamer Arbeit die Fundamente der westlichen Kultur in den fremden Boden zu versenken und einer fernen Zukunft anheimzustellen, ob eine glückliche Vereinigung des orientalischen Realismus und des europäischen Idealismus dabei herauskommt. Jetzt ist diese Entwicklung noch in ihren Anfängen. Unter tausend Japanern leben noch neunhundertneunundneunzig nach dem einfachen Brauch der Väter. Das Familienrecht besteht ungebrochen fort. Vor allem aber ist die Art des Denkens, Sprechens und Schreibens noch ganz die alte. Und gerade hier liegt der springende Punkt. Die japanische Sprache steht, wie ich gezeigt habe, noch ganz auf dem Stadium der Anschauung und Empfindung. Soll sie fähig werden, die Nation auf die Höhe der Erkenntnis zu erheben, so muss sie sich von Grund aus reformieren. Die besten Kenner der Sprache sind aber überzeugt, dass sie, die nicht greisenhaft, sondern kindlich-ursprünglich ist, hierzu recht wohl das Zeug hat. Dann kommt aber noch eine andere, ebenso grosse Schwierigkeit. Die chinesischen Zeichen sind ihrer Natur nach starr und unbeweglich, zur Darstellung der neuen Begriffe ganz und gar unfähig. Solange sie gelten, ist eine Aufnahme unserer Gedankenwelt in das japanische Leben aus dem doppelten Grund ausgeschlossen, weil diese Gedankenwelt sich der Einzwängung in die chinesischen Fesseln versagt, und weil es auch für den begabten Menschen kaum möglich ist, die Wissenschaften des Westens und daneben die chinesische Schrift zu erlernen. In dieser Erkenntnis wurde versucht, die chinesische Schrift abzustossen und sich mit der Silbenschrift oder mit den lateinischen Buchstaben (Romanji) zu behelfen. Aber diese Versuche sind mindestens vorläufig gescheitert. Und dies ist sehr begreiflich. Denn ein Volk, das mit seiner Litteratur bricht, bricht mit seiner ganzen Vergangenheit, und für die Japaner von heute ist die chinesische Schrift eben doch der entsprechendste Ausdruck ihrer ganzen Denkweise. Spätere Jahrhunderte können erst auf die oben gestellte Frage die Antwort geben. Ich persönlich neige mich dazu, sie zu bejahen. Die Japaner haben denn doch eine ganz ausserordentliche Fähigkeit der Assimilierung an die so ganz fremden Ideenkreise be-

wiesen und auf einzelnen, allerdings den mehr äusserlichen Gebieten in kurzer Zeit Bedeutendes geleistet. Diese Erfahrung, zusammen mit dem idealen Zug ihrer Kunst und dem hohen Flug ihres Patriotismus — lauter Erscheinungen, die bei den Chinesen nicht zu beobachten sind — legen mir die Vermutung nahe, dass die Japaner, im Gegensatz zu den Chinesen, bei der mechanischen Weltanschauung, mit der ja jede Nation zu beginnen hat, mehr durch ihre Geschichte und jahrhundertelange Gewöhnung, als durch die ursprüngliche Anlage ihres Geistes festgehalten worden sind. Dass sie aus sich heraus den Fortschritt zum Idealismus nicht gefunden haben, darf uns nicht wundernehmen. Uns Europäer brachte eine bewegte Geschichte in Krieg und Frieden jahrtausendlang in rege Fühlung mit allen Nationen Vorderasiens, Nordafrikas und Europas. Die Japaner waren, mit einer ganz kurzen Unterbrechung, entweder ganz isoliert oder auf China und Korea, die Länder des starren Beharrens, angewiesen. Jetzt erst öffnet sich für sie die Schule, in die wir seit dem Austritt aus der Barbarei gegangen sind. Bei ihrer hervorragenden Begabung scheint mir die Hoffnung nicht ausgeschlossen, dass sie diese Schule mit Erfolg besuchen werden. Freilich, eine Bedingung halte ich für unerlässlich. Die feste Zucht des Feudalstaats ist dahin, die confucianische Ethik steht in der Luft, die alten Religionen sind verkommen und keiner Erneuerung fähig. Die Folgen für das heranwachsende Geschlecht sind nicht zu verkennen. Die gebildete Jugend ist zum grossen Teil so verwildert, dass die Schu vor dem Alter entschwunden, an Stelle der guten alten Sitte Roheit getreten ist. Ich habe erlebt, dass, um einen missliebigen Lehrer los zu werden, eine ganze Schule von fünf-hundert Schülern streikte und ihren Zweck durchsetzte. Jetzt sind durch den Krieg, der die Nation mit Enthusiasmus erfüllt, diese Geister wohl für den Augenblick gebannt. Für die Dauer aber muss ein neuer sittlicher Rückhalt gewonnen werden. Ihn bietet dieselbe Macht, die die tiefste Grundlage auch unserer Kultur ist, das Christentum. Die meisten christlichen Kirchen des Abendlands sind am Werk, dem Land der aufgehenden Sonne auch diese höchste Segnung zu vermitteln. Wohl haben sie — trotz der im Land herrschenden Religionsfreiheit — mit schweren Hindernissen zu kämpfen; allmählich werden sie doch an Boden gewinnen. Das vordringende Christentum wird langsam die Fäden des Verständnisses zwischen den beiderseitigen Weltanschauungen knüpfen, es wird den reich angelegten Geist der Japaner vertiefen und ihrem beweglichen Charakter denjenigen sittlichen Halt geben, ohne den einer Nation die echte Grösse fehlt.

Das nördliche Mittelamerika

in Bezug auf Produktion, Verkehrswesen und Bevölkerung.

Von Dr. Carl Sapper aus Coban, Guatemala.¹⁾

11. Oktober 1895.

Man kann als das nördliche Mittelamerika die Ländergebiete bezeichnen, welche zwischen dem Isthmus von Tehuantepec einerseits und der Landeinschnürung zwischen Puerto Cortez und dem Golfe von Tonseca liegen. In politischer Hinsicht gehören demnach dazu die Republiken Guatemala und San Salvador, die Kolonie British Honduras, die mexikanischen Staaten Chiapas, Tabasco, Campeche und Yucatan, sowie Teile der Staaten Veracruz und Oaxaca und der Republik Honduras. Das Areal dieses Ländergebiets ist etwa gleich vier Fünftel des Deutschen Reiches mit einer Einwohnerzahl von rund drei Millionen Seelen.

Wenn die Produktions- und Verkehrsverhältnisse in sehr wesentlichen Zügen von unseren europäischen abweichen, so hängt das einmal mit der dünnen Bevölkerung, dann aber auch mit den ganz verschiedenen Naturverhältnissen zusammen.

Betrachten wir zunächst die letztgenannten Faktoren, so finden wir, dass das nördliche Mittelamerika in Bezug auf seinen geologischen Bau im allgemeinen keine Sonderstellung einnimmt: Wir haben ein mächtiges Kettengebirge, welches in grossem, nach Norden offenem Bogen durchstreicht, durch das ganze Land, und nahezu parallel dazu im Süden ein mächtiges Massengebirge. Die südlichsten Ketten des Kettengebirges bestehen aus Urgebirge, unmittelbar nördlich schliessen sich daran paläozoische Ketten und noch weiter nördlich finden wir Kreide- und Tertiärschichten miteinander abwechselnd vor. Das Massengebirge besteht im Westen (Chiapas) aus Graniten, weiter östlich (Guatemala, Honduras und San Salvador) aus jungen Eruptivgesteinen, namentlich Andesiten und Basalten, und teilt sich in der Nähe von Chimaltenango in zwei Zweige, von welchen einer rein östlich nach Honduras hineinstreift, während der zweite,

¹⁾ Der Vortrag ist zum Teil etwas gekürzt, besonders sind die ethnographischen Schilderungen der Indianer, welche bereits anderweitig veröffentlicht sind, weggelassen.